

# Die Zemele

Nr. 15

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

Roman von J. J. David.

(Schluß.)

Gengen S! Die Frau schlug die Hände zusammen. „Kan Hunger net haben? In die Jahr? Und im hungrigen Frühjahr! Und wo doch der Heirige so viel Hunger macht! Ich is sonst net viel; wie ein Vogel, hat mein Seliger immer g'sagt, aber da — ich könnt' da alleinig a Ganferl z'fammessen. Oder ist's Ihnen zu gering? Das derjen S' schon essen. Dös is gut. Dös is von mein' eigenen Geschäft, und für mich wer' ich doch nix Schlecht's aussuchen, wo die Rundschaft nix Schlecht's kriegt. Mein Geschäft derjen S' mir net beleidigen,“ und sie sah ihn eindringlich an.

Beleidigen wollte nun Herr Stara nicht. Er kostete zunächst — die Sachen sahen auch gar zu verlockend aus. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er diesen Tag eigentlich noch hungerte. Er aß also tüchtig und die Frau sah ihm mit offenbarem Vergnügen zu. Nebenher that sie ein wenig verschämt, wenn wieder ein volles, frisches Glas kam. Er werde sie sicherlich für eine Trinkerin halten. Aber, sie sei's nicht. Sie sei eine aufrechte Geschäftsrau vom Verchenfeld und jetzt schon zehn Jahre Wittib. „Net wahr — da wundern's Ihnen?“ Und gerade heute habe sie das Haus, in welchem sie ihr Geschäft treibe, gekauft und haar ausbezahlt. „Neunzig blanke Tausender in aner Reih' — geken's, dös is a Nummer?“ Und danach habe sie sich eine Güte gethan und sei herausgefahren. Der Fiaker, der sie geführt, sah auch in der Stube und sang eben ein „lautes“ Lied. „Ich bitt' Ihnen, was soll mer denn sonst machen? 's gibt nix Besseres. Ohne mein Maderl thu' ich amal nix. Is kein gut, gewöhnt sich's ohne die Mutter sein. Die Daben — die wissen sich schon ihre Unterhaltung ohne die Mutter. Und in so ein ides Theater? Was sie davon versteht, dös versteht sie no net verstehen, und sonst, wo die Theater so viel unmoränlich sein, und die Burg is mir zu öd' und zu gespreizt. Ich mag die Klassiker net, nur wegen der Religion. „Müller und sein Kind“ an alle Menseelen, die ein Gott berleben läßt. Hab' ich net Recht? Was?“

Dann wieder plauderte sie alles Mögliche durcheinander. Gedankenlos wie ein Vogel und durchdrungen von der Lieberzeugung der wohlhabenden und auf ihrem „Grunde“ mächtigen Frau, was sie interessire, das müße der gesammten übrigen Welt auch wichtig sein. Von ihrem Seligen sprach sie, der ein recht ein schlummer Ding war, wenn er nur nicht gar so brav gewesen wäre. „Auf's Geschäft — da hat's nix geben und ein Lug' wie keine Waagen so richtig. Niemals ein Irrthum. Nicht ein Kilo bei der schwersten Sa. Wo doch die Händler solche Dieben sein.“ Sie hätte sich deshalb auch nie zu einer zweiten Ehe entschließen

können. Zugerebet habe man ihr genug — wenn man seine zwei Häuser schuldenfrei hat, a bisserl a Geld und auch sonst was gleich sieht! Und heute noch — so viel Männer als sie nur will. Aber eigentlich — eine Wittive hat's am besten, kann thun, was sie will, und noch so gut verbeirathet, ist man immer nur eine halbe Gschlavin! Dazu knackte sie Müsse und schob auch ihm welche hin, gab der Kleinen mütterliche Rathschläge, wie, daß sie dem Herrn nicht immer in den Mund schauen solle, wo sie's doch nicht nötig habe. „Wie so ein Frischling, ein neidiger. Und gar ei'm jungen Herrn, wo man niemals nüt wissen kann, ob's net einmal was wird.“

Das Kind gähnte, verlor sich. Mit einemmale bemerkte das die Frau, und mit schriller Stimme, die ganz so klang, wie die der Frau Beil im Affekt, rief sie in den Hof: „Wo steckt denn schon wieder, Mejerl? Willst mir leicht erfrieren?“

Der Klang und das Wort erschreckten ihn. Das war eine Mahnung und ein Wink von oben. Nun war es an der Zeit. Er zahlte seine Zechen, empfahl sich und ging.

Ein mächtiges Dröhnen tönte ihm im Freien entgegen. Der Wind brauste immer heftiger. Am Himmel hoben sich in ungestalten Massen schwere Wolken. Ein ängstliches Mondlicht übergoß ihre dunkelblauen Säume geisternd und ungewiß, Tropfen fielen verstreut; dann wieder riß das Gewölk, und für eine Weile siegte vom hohen und blauen Himmel herunter die klare Delle. Er ging dem Dröhnen nach, das immer gewaltiger, immer näher seinen Ruf erhob. Er stand am Strome, bestieg, ohne zu wissen warum, das Sperrschiff. Der Eisstoß hatte sich in Bewegung gesetzt. Vor Stara, dunkel und drohend, lag ein sandiger Weid. Die Schollen trieben; nun waren sie fast schwarz, nun war ein gespenstiges, rasches Blinklicht über ihnen. Sie drängten einander, stießen sich knirschend; ganze, große Tafeln richteten sich phantastisch auf, schimmerten bläulich fahl und verankerten wieder wie Hülfslose, Ertrinkende im Wallen, daß ein weißer Gischt sich mit raschem und zornigem Fischen erhob. Sie hasteten heran an das Sperrschiff, sie stießen daran, daß das eiserne Ingethüm vor dem Groll ihres Anstoßes bebte und sang, wie eine riesengroße stählerne Glocke. Zertrümmert von der Gewalt des eigenen Anpralles, niedergerissen von der Unterströmung an die eisernen Nadeln, auf denen der Kolob ruht. Ein schreckliches Knirschen, dem von Rieten im Todeskampfe gleich. Splitter flogen auf und überrieten den einsamen Mann auf dem Deck. Von unten herauf hob, glückte und stöhnte es; von vorne her wuchs das Tosen, immer an-

schwellend, bis zum Unerträglichen. Hinten aber floß ein ruhiger und gestillter Strom, und dieser Friede, im Gegensatz zu dem schrecklichen Lärmen, ging peinigend auf die letzten Nerven des Herrn Stara.

Dies ganze Schreckniß sah er. Ihm ward schwindelig. Das Sperrschiff, auf dem er stand, schien sich ihm loszulösen von den eisernen Stößen, auf denen es doch sicher genug und mächtig verankert ruhte. Mit unerhörter Eile, so ward ihm wenigstens, triefete es hinaus in den ungestümen Strom zu einem ganz unerforschlichen, doch schrecklichen Ziele. Und die Wasser da unten zogen ihn an sich mit einer unwiderstehlichen Gewalt, schrien und gellten nach ihm, nur nach ihm, und er sah sich zermalmt und zerrieben von den furchtbaren Schollen, seine Glieder jedes für sich gebrochen, sich niedergerissen, entstellt zum Unkenntlichen und gepelnigt mit Höllenqualen in dieser unergründlichen Tiefe, in grauenhaften Wirbeln. Doch das mußte wohl so sein.

Es fiel ihm, und die Gedanken jagten sich in ihm wie die Blöcke Eises, plötzlich bei, daß er nicht einmal einen Abschiedsbrief an die Seinen gerichtet. Was sich die Alle wohl von ihm denken würden, wenn der Sohn, der Bruder so plötzlich und ohne jede Spur verschwand? Ah, bah, was gingen ihn die Seinen an, deren dummer Ehrgeiz, einen Gelehrten durchaus in der Familie haben zu wollen, allein dies sein beklagenswerthes Ende verschuldet! Hätt' er den Grund übernommen und heirathen können, so säß' er nun wohl und warm daheim. Dann wieder kam ihm zu Sinn, daß er noch nicht einmal geheißet! Das mußte aber wohl so sein; denn auch die kleine Meji war dahin gegangen, ohne ihrer Sünden ledig gesprochen worden zu sein. Aber — das Spiel stand nicht gleich. Denn sie — was hatte sie jemals gesündigt? Sie war gen Himmel gegangen — er aber? Die Schauer der ewigen Verdammniß, an die er nun wieder glaubte, reckten sich in ihm auf und rührten an seine Seele.

Das mußte nicht sein. . . . Nicht so unerhört furchtbar. . . . Er rang in einem verzweifelten Gebet die Hände. . . . Und eben brach der Mond wieder einmal gänzlich durch und beleuchtete Alles, die ganze tolle Bewegung. Er trat zurück, so rasch, daß er Zweien, die am Ufer standen und sein wunderliches Gebahren mit lebhaftem Aufheile und eines Schauspielers gewärtig, verfolgten, in der Fluth verschwunden zu sein sahen. Er athmete auf, wie erlöst von unerhörtem Druck. Er sank, übermeistert vom Schwindel, nieder auf den feuchten Boden. Er klammerte sich leidenschaftlich daran. Seine Zähne

schlossen sich wie in einem Krampf; dann schrie er auf, ohne es zu wissen. Sein Schrei ging unter in dem ungestümen, sich immer noch steigenden Lärmen. Er sah nach der Uhr. Es waren nicht Minuten vergangen, seitdem er das Sperrschiff bestiegen. Was hatte er in ihnen Alles gelitten! Und wie ein Neugeborener erhob er sich — er hatte gebüßt genug, und kraft seiner eigenen priesterlichen unauflöshlichen Gewalt sprach er sich von jeder weiteren Sühne und aller Schuld ledig.

Die Beiden am Ufer stießen einander an: „Du, mir scheint, der ist doch in's Wasser gesprungen.“

Der Andere zuckte die Achseln, deutete nach der Donau, wo sich eben ein neuer und schwellender Tumult erhob. Durch die weißen Schollen schoben sich grüne, hastiger, mächtiger, ungeduldiger als die übrigen — das Inn-Gis. „Ist er's, so ist er's. Dem hilft nicht einmal Gott mehr heraus. Da geht der Passauer Stoß.“

15.

Eduard Beyerl ist niemals mit seinen Studien fertig geworden. Er fand einen dauernden Unterschlupf im Finanzministerium und füllte sich ganz wohl und behaglich in einer untergeordneten, doch für seine Bedürfnisse zureichenden Stellung, die ihm ein langames Vorrücken, eine Position in der Welt, die ihm ein gesichertes Brot und eine Versorgung für sein Alter gewährleistete. Am schwersten fiel es ihm, sich jenen Respekt für die L. L. Hofräthe abzugewinnen, der zu den heiligsten Pflichten eines lokalen Beamten und eines braven Staatsbürgers gehört. Auf Kirchentönen sang er nicht mehr, weil sich das mit seiner amtlichen Stellung nicht gut vereinbaren ließ. So, um seine künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, trat er einem Gesangsvereine bei — nicht dem Wiener Männergesang-Verein, der ihm immer zu „nobilität“ blieb — und erfreute sich als festerer Krebser, als ein gewissenhaftes und eifriges Mitglied, dem man selbst schwierige Soli anvertrauen durfte, der allgemeinsten Achtung und Berücksichtigung. Ein recht gemüthliches Tenor-Solo war ihm besonders für die Frauen des Vereines immer noch ein höchst erwünschtes Ereignis, und man wunderte sich allgemein, warum er nicht heirathe. Er mag aber durchaus nicht; einer romantischen Gesangsweise halber, wie er gern geheimnißvoll mittheilt. Eine hässliche Liebe zu den Naturwissenschaften erwachte in ihm, und er trieb die einschlägigen Studien mit Eifer und mit Nutzen. Nur Eines behinderte ihn dabei: er besaß kein Mikroskop, und ein Instrument, wie es ihm höchlich gebräut wäre, ist ein sehr kostspieliger Spaß. Wiederholt hoffte er durch ausdauernde Sparsamkeit sich diesem so ersuchten Besitz nähern zu können, und er hielt sich deshalb durch eine Zeit lang bewundernswürdig tapfer; stets aber, im letzten Augenblicke, erwachte der alte wühliche Gigant in ihm, und in einigen tollten Nächten, durchschmeißt gleichviel mit wem und ganz in seiner alten Weise, verthat er, was er in Monaten seiner Sparwirtschaft nicht hätte thun können — was willst Du? Ja, hin einmal ja. Da kann man nichts machen! und er lachte über sich selber sein gutes, herzhaftes und schmerzliches Lachen, das ihm Leben gab. Zur Stärkung seines Nationalgefühles, das sich nun freilich nur noch modest, wieder bescheiden äußern darf, ließ er immer noch in seinen vielen Raufschunden Johann Scherr. In seinem Hausarzt aber hat er in aller Form den Doktor der gesammten Heilkunde, Simon Siebenstein, erkrankt.

Simon Siebenstein ist zu einem Abhänge seiner Studien gelangt. Sehr spät, viel später und also krankehafter, als er seiner Berufung und seinen Berufungsverhältnissen noch hätte zu Ende kommen dürfen. Schon zeigt man ihn einander im Krankenhause als ein sehr christliches, altes Haus, das nur lauter Wohlthaten bei unangenehmen Krankheiten und Krankheiten es niemals zu etwas bringen werde; ihm wurde man die Raufschunden vor seinem gescheiterten Ausgang, seinem freien Zwiesel, der auch in Andern jeden Glauben und alles Vertrauen zerstört, als ihm wieder eine kleine Gekochtheit zusetzte. Mit welchem Entschlusse ging er zu seine Prüfungen

und bestand sie glänzend und mit spielender Leichtigkeit.

Seine Promotion beging er zu Zweit, mit Beyerl, in einer guten Kneipe. Es war keine rechte Stimmung. Beyerl trank sehr viel und suchte den alten, überlustigen Ton anzuschlagen. Ihm, der sich selber so garnicht verändert, daß er nicht begriff, wie sich irgend wer in seinen Beziehungen zu ihm gewandelt haben sollte, kam er allerdings immer noch von ehrlichem Herzen. Er zog nicht mehr. Der Andere hörte duldsam zu. Endlich legte er die Hand auf die Schulter des Getreuesten:

„Wir sind keine Knaben mehr, Beyerl. Ich wenigstens bin ein alter Mann.“

„Ein Giel bist“, brauste Beyerl auf, aber sein Zorn war unsicher und gemacht. „Jetzt gehst Du hinaus in die goldene Praxis. Hast für den Anfang schon einen Patienten an mir. Wenn's Dir paßt, werde ich nach dem Amt immer eine Stunde in Deinem Ordinationszimmer warten. Ja, Du mein Lieber, ein Herr mit meinem Bart und mit meiner Glase, dem Du jetzt schon ruhig Deine Uhr jammt goldener Kette anvertrauen darfst — das sieht ungeheuer imponirend aus.“

„Du bist ein guter Kerl. Aber mich machst Du heute nicht lustig.“

„Weil Du ein Heupferd, ein jüdisches Heupferd bist.“ Wie klang das Alles gequält und gemacht!

„Wie hätten sich Deine Eltern gefreut!“

„Meine Eltern? Es ist gut, daß sie todt sind. Fiducit!“ Und die Gläser klangen.

„Wo Du jede Stunde heirathen kannst und einen Haufen Geld mitkriegst als ein gemachter Mann!“

„Heirathen will ich nicht.“

„Und überhaupt — wenn man den Berg oben ist und die schönste Aussicht von der Welt vor sich hat, so jandzt man und wirft seinen Hut in die Luft!“

„Das hängt wohl davon ab, wie man hinaufgekommen ist. Wir haben Alle zu schwer am Wege gelitten. Die sind daran gestorben und ich sehe die Gräber zu bestimmt und kann sie nicht vergessen. Das, sagen die Leute, ist für einen Arzt sehr schlimm. Und die Anderen haben sich so sehr abgemüdet und ihre Kräfte haben sich verzehrt im Wandern, und in's Zweifeln sind sie gekommen, ob denn der Weg auch der rechte ist. Wir sind alle verlorene Söhne mit oder ohne Titel und Amt. Wir haben keinen Glauben mehr und zu uns hat ihn keine Menschenseele mehr. Und was uns kam oder noch kommt, das kommt uns zu spät. Das Glück und der Erfolg und das Ziel sollen aber zur Zeit erreicht sein, sonst freut's Einen nicht mehr, sonst jandzt man da über'm Berg nicht mehr und wirft seinen Hut nicht in die Luft, Beyerl!“

Man sah noch eine Weile beisammen. Vergesslich trank Beyerl, wie nur er bei festlichen Anlässen und auf fremde Kosten trinken konnte. Der rechte Uebermuth wollte dennoch nicht kommen.

„Professioneller Zeichenbiller“, schalt er den Anderen. Endlich, nachdem das Zusammensein Beiden beinahe peinlich geworden war, ging man auseinander — im Grunde für immer, in's Leben. Siebenstein blieb vorläufig als Sekundar im Krankenhause. Er suchte viel, aber wesentlich Dinge, die seinem Fache weitaus lagen: Nationalökonomie und Sozialwissenschaften, die ihn mit geheimner Anziehungskraft an sich rissen. Es schien ihm, als bedürfte gerade der Arzt dieser Kenntnisse. Und die Besprechungen der Sozialisten, wie er sie aus ihren Werken und Schriften erkannte, zogen ihn immer kräftiger an, der sich bewußt als gebildeter Proletarier fühlte.

Als die Praxis that er sich nicht an, Verbindungen suchte er nicht. Er dachte nicht daran, irgendwo auf dem Lande anzufangen, vielleicht in seiner Heimath, wo es ihm immer noch leicht hätte sein müssen, vorwärts zu kommen.

Ihm hielt dieser Boden. Vielleicht auch ein vergessenes Grab auf dem Zentralfriedhofe. Denn der testamentarische Zug lag in ihm und ward immer stärker und spannte immer noch Kräfte, wie leicht und wie wohl er hätte glücklich werden können.

Der alte Respekt vor dem verschlossenen und bewußten Mann erwachte wieder unter seinen Berufsgenossen. Er aber hatte wie an Alles, so an sein Können den Glauben verloren.

Später zog er sich nach Ottakring hinaus und begann dort als Armenarzt seine Praxis zu üben. Auch eben keine Beschäftigung, die dort, im ärmsten Viertel von Wien, sonderlich erhellend und lebensfroh stimmt. Sie ernährte ihn leidlich; denn er ward immer bedürfnislos und war von Haus aus ein guter Rechner. Etwas zuzubrodern hatte er, und sein Sinn stand nicht nach Reichthum. Manchmal aber erwachte jenes Luxusbedürfnis in ihm, das in durch Bildung überfeinerten Menschen unbefleglich schläft. Dann ging er in die Stadt, kleidete sich vorher sehr elegant und that alte Schmuckstücke an, welche er von seinen Eltern ererbte, nahm sich einen Fiaker und fuhr zum Speisen in ein allertheuerstes Restaurant, wo man ihn bald kannte und sich über den geheimnißvollen Herrn die Köpfe zerfann. Er wußte das, und es machte ihm heimlich Spaß, die Leute durch seine düsteren Gephlogenheiten noch mehr zu verwirren. Denn niemals forderte er in Worten. Beim Bestellen wie beim Zahlen wies er nur den Ort auf der Karte, wo sein Gericht oder sein Getränk bezeichnet stand. Dann ging er, innerlich vergnügt und für eine Weile aufgefrischt, wieder seinem Berufe nach.

An einem Sonntag Nachmittag war er in's Grüne gegangen. Unmittelbar hinter Ottakring erhebt sich ein mäßiger Hügel, ganz bebaut und mit Grün bestanden. Es war im Mai. Die Bäume standen im ersten Laub. Paare und ganze Gesellschaften zogen den wohlgehaltenen Weg entlang, den nahen Thälern und ihren Lustorten zu. Ein Anselpfliff und ein Birolruf klang aus den rauschenden Wipfeln. Kinderlachen scholl. Es war, als wenn die ganze Stadt auf den Beinen wäre. Die Menge aber, die sonst beängstigt hätte, verlor sich in dem weiten Raume und nach verschiedenen Zielen. Er aber fühlte sich ganz vereinsamt und wußte Niemanden, den er an seiner Lust hätte Theil nehmen lassen können. Jenes Naturgefühl, das sich am liebsten in der Einsamkeit vergnügt, war ihm nicht gegeben.

So saß er unter einem Baume und musterte durch Stunden die Vorüberziehenden. Es war überwiegend armes Volk; Viele darunter, die ihn von seiner Thätigkeit her kannten, grüßten ihn und riefen ihm wohl gar ein wienerisch-ehrerbietiges Scherzwort zu. Auch ganze Ansätze begegneten ihm; erst den Bergesrückten hinter, Hütteldorf und seinem Brauhause zu pilgernd, alsdann auf der Wiederkehr.

Ein förmlicher Zug tauchte auf. Er konnte ihn nahen sehen, denn er stand auf der Kuppe, wie die lange, schmale Reihe den Waldweg hinaufklomm. Geschlossen waren sie; eine Ziehharmonika ging voraus und näselte feierlich einen Marsch herunter. Ueber den Gründen lagen schon die Schatten und stiegen langsam hinter den Wallenden höher. Auf den Höhen aber lag noch ein mildes, rothberglühendes Licht. Angehaucht davon und von der Mühe des Klimmens waren die Gesichter, auf denen die Fröhlichkeit von Menschenlag, die sich den einen, starken Schluß freier Luft durch eine Woche Plage in dumpfer Werkstatt, unter jurrenden Maschinen recht schaffen verdient haben. Paarweise, Mädchen und Bursche, oder, wenn sie sich noch nicht gefellt hatten, je Zwei eines Geschlechtes und dennoch Arm in Arm wanderten sie. Sie hielten sich stramm; und die rothen Bloufen der Frauen leuchteten und die rothen Nelken in den Knopflöchern der Männer. Ohne daß er es selber wußte, hielt er sich straffer. Und mit Eins floß ein Lächeln des Wiedererkennens um seinen Mund. Denn das eine Mädchen, das daherschlenderte und mit verträumten Augen um sich sah, kannte er wohl. Aus einer Nacht im Prater. Sie war frisch und blühend, wie nur je. Und etwas Neues, ihr selbst Unbewußtes, lag über ihr.

Auch sie entsann sich, freilich schwerer, da sie sich so gemustert sah.

Auch sie lächelte; und dann, wie nachgiebig gegen

eine übermüthige Raune, trat sie an ihn heran und fügte wortlos ihren Arm in den seinen. Er stugte. Alsdann, von ihr geleitet, schloß er sich dem Zuge der Genossen an. Sie plauderte, deutete rückwärts auf Eimen und flüsterte dem Doktor zu: „Ein Spitzel.“ Er sah sich den Mann an und spie vor sich hin. Es war Herr Stara. Wo war der Haß, mit dem er ihn einst verfolgt, der ihn bis zu Mordgedanken entzündet? Nicht einmal das blieb. Es dunkelte heftig. Von der Spitze der Kolonne her quälte immer noch schläfrig der musikalische Blasebalg.

Sie zogen über das neubegrünte Land, bis mit Eins die weite Stadt vor ihnen lag. Straßen drängten sich hervor, wie begierig, dies Fleckchen grünen Landes zu umspannen und hineinzureißen in ihren steinernen Wirbel. Thürme erhoben sich. Viele Lichter. Flammende Punkte, zusammenwachsend zu flammenden Linien; flammende Kreise, die an Leuchtkraft gewannen, immer stärker aufstrahlten, wie sie, sich verjüngend, einem gut sichtbaren Mittelpunkt, Sanct Stephan, zustrebten. Er sah das und eine neue Betrachtung war in ihm. Dann löste er seinen Arm aus dem des Mädchens. Er blickte ihnen nach, wie sie von den Hängen niederstiegen in die ersten, dürrigen Gassen mit noch zerstreuten Häuschen, in die Niederungen der Stadt und des Lebens, in denen sie sämmtlich und für immer ihre Tage verbrachten. Für sie wirkten, ihnen verbunden, nicht aber an sie gebunden. Eins mit ihnen in den Zielen, nicht aber auf den Pfaden, das schien ihm nun eine würdige Aufgabe, bei der selbst er sich bescheiden konnte. Um ihr aber nach seinen Ansprüchen genügen zu können, mußte er wohl in jedem Sinne allein bleiben. Und in solchen Erwägungen schritt der Armenarzt von Ostafrikung einsam heimwärts durch die lauten und sommerlich belebten Straßen. —

Ende.

## Der Welt erste Kultur.

Von B. Sommer.

Es war bisher allgemein üblich, das gewiß sehr alte Volk der Ägypter als das erste Kulturvolk der westlichen Welt anzusehen, — führten doch schon die sehr klugen — freilich auch sehr leichtgläubigen — Griechen alle Weisheit, die vor ihnen gewesen, also auch die ihrige, fälschlich auf Jene zurück. Gewiß ist die Kultur des Mittelalters sehr alt, da man die fast ältesten, zugleich größten Denkmale desselben, die großen Pyramiden von Gizeh (Sphinx) als mindestens 2800 Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung entstanden annimmt, also auf ein Alter von beinahe 5000 Jahren schätzt. Wohlgemerkt: schätzt, — denn da die Ägypter nie eine Zeitrechnung besaßen, so läßt sich in der altägyptischen Geschichte nichts sicher datiren; eine irgendwie genaue Berechnung beginnt hier erst mit der persischen bzw. griechischen Eroberung. Sind die Pyramiden aber wirklich älter und giebt man zu obigem Minimaldatum noch volle 800 Jahre zu, so stellt sich ihr Alter immer noch nicht höher als circa 5500 Jahre. Im Ganzen kann man die altägyptische Kultur nicht weiter als höchstens 4000 Jahre vor unsere Zeitrechnung zurückverfolgen.

Das Volk jedoch, von welchem hier geredet werden soll, ist nebst seiner Kultur viel älter. Es ist jenes Volk, welches in der Euphratebene, im alten Babylonien wohnte. Die ältesten Kunstwerke und Inschriften, die man von ihm besitzt, gehen in's fünfte, vielleicht stark in's sechste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück, — Volk, Sprache und vielleicht auch Schrift sind also, von heute gerechnet, mindestens 8000 Jahre alt, die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen sicher 7000 Jahre. Noch vor einem Menschenalter hätte Niemand geglaubt, daß jemals an der Hand von lesbaren Dokumenten in eine solche Tiefe der Vorzeit einzudringen möglich wäre. Sprache und Schrift von solchem Alter müssen natürlich auch ein ganz anderes Licht auf den Gegenstand werfen, als frühere Entdeckungen, — ist doch das Sanskrit, dessen wissenschaftliche Be-

trachtung so viel Aufklärung gebracht hat, 3000 bis 4000 Jahre jünger. Deshalb sind auch eine Menge der sehr oft recht weit gehenden Schlüsse, die man aus dieser Sprache und ihren sogenannten Wurzeln gezogen hat, insbesondere in Beziehung auf Entstehung der Sprache, der Religion etc. durch diese neueren Entdeckungen ganz hinfällig geworden.

Um wieder auf die alten Ägypter zu kommen und ihre Weisheit, so weiß man aus den Inschriften ihrer Tempel und Papiere, daß es mit besagter Weisheit garnicht weit her war. Sie beschränkte sich in der Hauptsache auf religiöses „Wissen“, d. h. auf die Kenntniß von Nieder- oder Spruchformeln, um sich Götter, Geister und Gespenster aller Art vom Halbe zu halten bezw. sich geneigt zu machen. Wenn die Ägypter den forschenden Griechen, Herodot und Anderen, außer allerhand abgeschmackten Märchen sonst nichts weiter sagten, so lag das einfach daran, daß sie selber nichts weiter wußten. Einige astronomische, rechnerische und künstlerische Kenntnisse (die abergläubige Medizin „Kunst“ gehört nicht dazu) waren ängstlich gehütete Zunftgeheimnisse, dabei aber wenig umfangreich; ihre Technik war eine durch die Jahrtausende auf's Höchste gebrachte Routine, von ihrer Sorgfalt in der Baukunst hat die heutige Fachwissenschaft nicht die beste Meinung, — Ausnahmen vorbehalten. Eine Zeitrechnung besaßen sie, wie schon erwähnt, nicht, — Beweis, daß sie weder an ihrer noch der vergangenen Zeit ein wissenschaftliches Interesse nahmen. Ihre Schrift drang niemals in's Ausland — die Meinung, unsere Schrift sei aus den Hieroglyphen entstanden, war eine Täuschung —, ebensowenig ihre Sprache. Sie konnten in gewissen Perioden wohl sogenannte Kriegs-, in Wirklichkeit bloße Raubzüge zu den umwohnenden Völkern machen, — geben und lehren konnten sie der Welt nur wenig. Mit ihren angeblichen Geheimnissen hüteten sie taubes Gestein, wie das der gewöhnliche Fall ist.

Wie anders die alten Babylonier! Wenn sie auch gewiß ihre religiöse Weisheit in den Schleier der Mystik hüllten, so hatten sie der Welt doch vieles Andere zu geben. Ihr Schriftsystem, die sogenannte Keilschrift (weil aus in späterer Zeit feilförmigen Strichen bestehend), eine Mischung von Laut- und Einzeichen, ging nicht nur auf die semitischen Babylonier, die Assyrer, die Elamiten, Meder, Armenier, Kappadokier und andere Völker über, — sie vererbten es auch in anderer Form auf die ganze zivilisierte Welt. Aber noch Anderes stammt von ihnen. Wenn auch zuerst nur der Astrologie dienend, geht sowohl die altägyptische als auch unsere Astronomie und höhere Rechenkunst auf sie zurück; sie gaben der westlichen Welt die Einteilung des Kreises in 360 Grade, des Jahres in 12 Monate, des Tages in zweimal 12 Stunden zu je 60 Minuten etc., die sieben tägige Woche, weiterhin Münzen, Maße und Gewichte. Deutschland ist erst seit circa 40 Jahren, seit der Einführung des metrischen Systems, vom babylonischen Einflusse befreit. Der Thaler mit den 360 Pfennigen ist erst seit 25 Jahren verschwunden. In Frankreich geschah dies früher; wenn sie aber auch mit den „Ellen“ und „Fußen“ (zu je 12 Zoll [Fingerbreiten]), zu je 12 Linien [Weizenkörner]) der alten babylonischen Fürsten, sowie mit den alten Münzen und Gewichten mit ihrer 12-, 24-, 30- und 60stel-Einteilung aufträumte, — die Tages- und Wochentheilung konnte selbst die französische Revolution nicht abschaffen.

Die Zeitrechnung der Babylonier war sehr genau; an der Hand inschriftlicher Notizen konnte die Wissenschaft bis zum Jahre 3800 vor unserer Zeitrechnung vordringen und die Regierungszeit von damaligen Fürsten feststellen. Verhältnismäßig haben sich doch nur armselige Reste der Keilschrift-Literatur erhalten, und doch konnte man die Könige von Babel — die Geschichte dreht sich auch hier stets um die Fürsten — nach Namen und Regierungszeit bis zum Jahre 2400 vor unserer Zeitrechnung feststellen; mit Blicken freilich, die durch die Zerbrechlichkeit der Dokumente und Listen (Thontafeln) herbeigeführt sind, die man aber aus anderen Quellen zum Theil ergänzen konnte und in Zukunft vielleicht ganz ausfüllen wird. — Auch ihr Jahr, das sich an ihre zwölftheilige

Thierkreiseinteilung des Himmels (bereits circa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung vorhanden) angeschlossen, vererbten sie auf uns; die Babylonier schlossen sich eben nie gegen andere Völker ab, so daß ihre Kultur sich über ganz Vorderasien verbreitete, so zu den Phöniziern und von diesen zu den gelehrigen Griechen kam, von beiden am ganzen Mittelmeere verbreitet wurde und so unermeßlichen Einfluß auf ganz Europa ausübte.

Aber nicht nur ihre wissenschaftliche, auch ihre Sagen- und Unterhaltungsliteratur haben die Babylonier der ferneren Zeit vererbt. Wie die Geschichte der Neuzeit um Fürsten, so dreht jene bei den alten Völkern sich beständig um Götter und Gottmenschen. Es ist Mythe, das ist einfach: Erzählung, Sage, und wenn den Einzelheiten derselben auch oft ein kleiner historischer Kern zu Grunde liegt, so ist doch die Disposition des Ganzen meist gerade so aus den Fingern gesogen, wie beim neuesten in Berlin ausgegebenen Schundroman. Zu den babylonischen Geschichten dieser Art gehört die Welterschöpfungsmythe mit ihren diversen Anhängen und Fortsetzungen, — das Minrodepos, das der griechischen Heraklesmythe und anderen alten Geschichten zur Grundlage diente dessen, Episode von der großen Fluth sich sehr weit verbreitet hat und auch in die jüdische Bibel eingebracht ist, — weiter die Proserpina- und Glaukosgeschichten, die gleichfalls zu den Griechen kamen, und die wichtige Sage von der Höllensahrt der Istar. Sodann spielen in und stammen aus Babylonien eine weitere Anzahl Geschichten, die als Kultus- und Kulturmeythen gewiß höchst interessant sind, mit denen unsere Kinder in den Religionsstunden zu quälen jedoch eine nicht zu billigende Mühseligkeit ist, nämlich gewisse biblische Geschichten außer den schon erwähnten, — der Thurm-Bau in Babel, Abrahamszug und Nehemisches, was die Juden im babylonischen Exile kennen lernten und als interessant in ihren Sagenschatz aufnahmen.

Aber noch mehr können wir in diesem wunderbaren Lande beobachten. Nicht nur lassen sich tiefe Blicke in die Religions- und selbst Sprachentstehungsgeschichte thun, — man kann voriselt auch das Wachsen der Göttersysteme, sowie ihre Ursachen, endlich aber die Entstehung jener großen, höheren, den sogenannten heidnischen Götterglauben überwindenden Religionsysteme verfolgen, die zum Theil heute noch, wenn auch nicht mehr blühen, so doch noch aufrecht stehen. Man führt das Christenthum, dessen autochthone Entstehung, insbesondere in gewissen Formen und Lehren, nicht erklärbar ist, in letzter Linie gern auf den Buddhismus zurück. Das ist nicht gerade falsch, aber auch nicht genau, denn der Buddhismus selbst verdankt den Anstoß zu seiner Bildung Babylonien, wenn er sich auch in seinem Geburtslande Indien eigenthümlich entwickelt hat. Was aber das Beste ist: von der Entstehung des Buddhismus besitzen wir nur sehr getrübt, oft märchenhafte Ueberlieferungen, — in Babylon reden Dokumente zu uns, die älter sind als jener. Es stellt sich heraus, daß in Babylonien mindestens schon im achten Jahrhundert jene Reaktion gegen die Vielheit der alten Götter sich zu bilden begann, die sich dann langsam nach Persien, Indien, Palästina usw. verbreitete, überall nach den geschichtlichen Verhältnissen entwickelte und schließlich in vielfacher Mischung über Kleinasien nach dem Westen als Christenthum vordrang. Selbst schon die älteste griechische Philosophie mit ihrer Gleichsetzung: Urstoff = Wasser und Seele oder: Wasser = Urstoff und Seele ist durchaus babylonisch. Eine ernste, nur Thatfachen anerkennende Wissenschaft kann nicht annehmen, daß der alte Thales von Milet (man beachte, daß letzteres in Kleinasien liegt) seine Ideen nur aus den Fingern gesogen hat, sondern muß festhalten, daß auch er vorhandene Gedanken benutzte. Da nun in der griechischen Kulturentwicklung vor ihm keine Spur vorhanden ist, die auf seine Wasser-Seelentheorie hinweist, so wird man einstweilen bei dem oben Behaupteten bleiben müssen, um so mehr, als die Merkwürdigkeit auch in anderen Beziehungen die Abhängigkeit der Griechen vom Osten immer mehr nachweist. —

Die alten Ägypter haben von Bauwerken fast

nichts hinterlassen als Tempel und Gräber. Von den Behnhütten, in denen das Volk, der verflachte und ausgebeutete Bauernstand lebte, konnte ja überhaupt nichts bleiben, aber auch die Villen der Besitzenden sind bis auf die letzten Reste verschwunden, und nur aus wenigen sehr primitiven Zeichnungen kann man sich ein ungefähres Bild eines besseren Wohnhauses damaliger Zeit machen. Selbst von Königsgräbern der alten Zeit finden sich nur ganz geringe Reste. Es scheint, daß die alten Ägypter mehr auf das Leben nach dem Tode Wert gelegt haben, — ein Gedankengang, den speziell sie auf das Christentum vererbten, — denn ihre Gräber sind nicht allein auf's Dauerhafteste gebaut, sondern auch auf's Prachtvollste geschmückt.

Ein wenig anders in Babylonien. Bemerkenswerte Gräber finden sich, außer in gewissen Gräberstädten, die aber zugleich Massenbegräbnisplätze sind, nur sehr wenige, dagegen sind vorhanden Ruinen großer Tempel ganz eigener Art, sogenannte Stufenpyramiden, ähnlich der ältesten ägyptischen, noch aus Schlammeiegeln errichteter Pyramide. Daneben gab es aber auch ausgedehnte Hallentempel. Die Wohnungen des Volkes hat auch hier der Feind ungeschützt, die Sonne zerbröckelt, der Wind verweht und der Regen weggeschwemmt, dagegen haben sich verfallene Schlösser und Burgen in großer Anzahl vorgefunden, — dabei von einer Ausdehnung, die alles Bekannte übertrifft; Städte im Kleinen, in denen außer dem Fürstenhause, der dort residierte, hauptsächlich auch der größte Teil des Beamtenheeres und der Würdenträger hauste. Diese Bauwerke gewähren eine ganz außerordentliche Einsicht in die Lebensweise des verschwundenen Volkes; sie sind eine Fundstätte großer Mengen wertvollster Altertümer geworden und sind es noch, denn an die Ausbeutung aller derselben ist bisher noch gar nicht zu denken gewesen.

Die meiste Ausbeute gaben die Paläste des am Tigris gelegenen Landes Assyrien. Das hat einen einleuchtenden Grund. Assyrien war stets nur ein Räuberland, die assyrischen Könige überzogen alle ihre Nachbarn mit Krieg, raubten Alles, was überhaupt nur des Mitnehmens wertig schien, und legten den Besiegten schwere Tribute auf. Dies ging, wie später bei Rom, so lange, bis es keine alten Ägypter mehr gab. Der eine Teil fiel in den Schlingen, der andere verweilte in den gefohlenen Reichthümern und Gemäßen, — da brach das Reich, nachdem es tausend Jahre der Schrecken der umwohnenden Völker gewesen war, in einem Kriege mit Medien und Babyloniern jählings und gänzlich zusammen. Ninive fiel als letzte Stadt 606 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die Ruine der Sieger war jenseitbar. Die Schlösser gingen in Flammen auf oder wurden durch Menschenhand zerstört, die oberen Stagen über die unteren geschürzt. Es bildeten sich ausgedehnte, hergelegte Schuttberge, — so groß, daß die späteren bezw. die heutigen Araber wieder ihre Dörfer auf deren Gipfel anlegen konnten. Auf Nebel-Sum (Ninasur), einem großen Hügel in Ninive, unter dem mindestens drei große Paläste liegen, steht außer einem großen Turm sogar eine umfangreiche Grabmoschee des angeblichen Propheten Jans. Man sieht hier übrigens, wie stark der Ruhm der Niniviten von der jüdischen Legende zehrt.

Das ganze Land wurde damals fast leer, da die Bewohner des Landes, aus aller Welt zusammengekommene Stämme, sich meist den Siegern angeschlossen oder in ihre Heimath zurückgezogen, und der Kanade wies wieder von ihm Besitz. Als Sennacherib nur 206 Jahre später mit seinem Heerzug an den Rändern von Ninive, der ehemaligen Hauptstadt von Assyrien und der Welt, vorbeizog, konnte ihn Niemand folgen, welcher wichtiger Ort da einst gestanden hatte. Erst die furchtbare Verwüstung der Araber brachte eine größere Anzahl Bewohner und einige Kultur in jene Gegenden zurück, aber auch das ist wieder verschwunden, und nur einzelne Hüterhöfe zellen in dem einst weltberühmten Lande. Für die Alterthumsforscher ist dies aber gerade ein großer Verlust gewesen. Die Trümmer haben zwei und ein halbes Jahrtausend unberührt gelegen und die modernen Forscher fanden in den Trümmerhaufen

die unteren Stockwerke der Paläste theilweise sehr wenig zerstört und in der alten Pracht und Herrlichkeit wieder auf. Unendlich ist die Menge der Fundstücke an Inschriften, Kunstwerken und anderen Dingen, die von hier in die Museen, besonders nach London und Paris gewandert sind.

Etwas weniger ergiebig war die Ausbeute der Archäologen im eigentlichen Babylonien, besonders der Hauptstadt Babel. Dieser Ort ist 689 vom Ägypter Sennacherib erobert und arg zerstört worden, erst dessen Sohn Assurhaddon baute ihn wieder auf; der Babylonierkönig Nebuchadrezar II. verschönerte die Stadt später sehr. Dabei wird viel Altes verloren gegangen sein. Nach dieser Zeit ist Babel nicht wieder gewaltig zerstört worden. Vom Mederkönig Cyrus seinem Reiche 539 einverleibt, war der Ort wohl erobert worden, blieb aber provinzieller Mittelpunkt noch auf lange Zeit. Alexander der Große wollte ihn zum Zentrum seines Reiches machen und selbst die Seleukiden haben noch an den dortigen Tempeln gebaut. Aber die geistige und materielle Kraft des Landes war gebrochen; die Kultur wanderte unter den späteren Herren, den Parthern, nach Westen, insbesondere zu den Griechen, und mit ihnen Kunst, Gewerbe, Handel und Verkehr. Was etwa noch blieb, wanderte in die neu angelegten Städte der Umgegend. Die alte Metropole Babel, die einen Mauerumfang von 90 Kilometern besaß (vom Wirs Nimrod bis an's entgegengesetzte Ende der Stadt sind 26 Kilometer und mehr), wurde immer menschenleerer in dem Maße, als die dortigen Ländereien wüste wurden, und verschwand endlich ganz von der Weltkarte. Zwischen ihren Tempeln und Palästen liegen heute einige armselige Araberdörfer und ein Städtchen, Hilleh, das 15 000 Bewohner hat. Die Paläste selber zerfielen mit der Zeit, ihre Reste blieben die einzigen Zeugen ehemaliger Herrlichkeit, da alles sonstige Wertvolle von der wegziehenden Bevölkerung mit fortgenommen wurde.

Aber das Alles ist nicht der Welt älteste Kultur, die hier beschrieben werden soll, es ist nur deren letztes Ende auf ihrem Mutterboden. (Dies mußte aber ebenfalls betrachtet werden, weil es, insbesondere für uns Deutsche, mit dem Anfange in engster Beziehung steht.)

Zur Zeit, als das Reich der Ägypter, ja als das diesem vorangehende altbabylonische Reich noch blühte, gab es besonders im Süden des heutigen bez. ehemaligen Babylonien, der Mündung des Euphrat näher, an diesem wie an den die Verbindung mit dem Tigris herstellenden Kanälen gelegen, eine ganze Anzahl alter Städte, von denen bereits damals schon viele ganz oder theilweise in Trümmern lagen. Es waren Ueberreste eines Volkes, welches vor den semitischen Babyloniern hier gelebt hatte, der Sumerier. Auch diese Orte sind größtentheils durch Kriegszüge zu Ruinenstätten geworden; aus ihnen hat man die ältesten Zeugen und Zeichen menschlicher Kultur hervorgegraben; sie sind es, die jene Schätze, insbesondere auch schriftlicher Art, geliefert haben, von denen, wie schon erwähnt, ein Theil bis an die Wende des sechsten und fünften Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung hinauf reicht. An der Hand derselben ist man im Stande den Gang der Zivilisation in dem Zweistromlande fast von seinen ersten Anfängen an festzustellen. Natürlich nicht ohne Weiteres. Denn vorerst mußte man vermögend sein, die schriftlichen Ueberreste jener alten Epoche lesen zu können. Sie waren in einer Art Bilderschrift geschrieben, weit alterthümlicher als die Hieroglyphen; ihre Entzifferung wäre nicht möglich gewesen, wenn man nicht vorher verschiedene Systeme der Keilschrift und die babylonische Sprache entziffert gehabt hätte und nicht noch sonstige glückliche Zufälle eingetreten wären. Der wichtigste war die theilweise Erhaltung und Auffindung zweier Bibliotheken des assyrischen Königs Assurbanipal (667—626) auf Zaujenden von, freilich leider meist zerstörten Thontafeln in zwei verschiedenen Palästen Ninives (Ninasur). Der genannte Fürst, dem wir also fast unsere ganze Kenntnis der ältesten Zeit verdanken, war ein großer Literaturfreund und -Sammeler; er ließ absichtlich aus ganz Babylonien zusammen-

tragen alles Schriftliche, was zu seiner Zeit noch erreichbar war bezw. interessant und nützlich erschien. So die uralten Zauber- und Beschwörungsformeln der Sumerier und die späteren Hymnen und Psalmen der Babylonier, und zwar in der alten sumerischen Sprache nebst semitischer (assyrisch-babylonischer) Uebersetzung; sodann semitische Legenden und Gedichte, Fabeln und Erzählungen, astronomische und astrologische Texte, Kalender und chronologische Listen; auch ließ er alte und wichtige historische Inschriften von Tempelwänden abschreiben. Weiter ließ er aber auch richtige Grammatiken und Wörterbücher der alten sumerischen Sprache in seine Bibliothek hinterlegen, durch welche die Erkenntnis jenes Idioms erst voll ermöglicht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Gewinnung und Verwertung billigen Sauerstoffes.

Von F. A. Grempe.

Wenigstens Sauerstoff nur den fünften Theil des großen Luftmeeres unserer Erde ausmacht, da die übrigen vier Fünftel hauptsächlich von Stickstoff mit geringen Beimischungen von Kohlenstoff und Argon gebildet werden, so ist dieses Gas doch das weitverbreitetste Element unserer Mutter Erde. Im Wasser und innerhalb der Erdrinde findet sich nämlich der Sauerstoff in festgebundenem Zustande in ausgiebigem Maße.

Das Verdienst, das Sauerstoffgas zuerst entdeckt zu haben, gebührt dem englischen Chemiker Priestley, der es im Jahre 1772 durch Erhitzung von Quecksilberoxyd erhielt.

Sauerstoff ist nun ein Gas, das etwas schwerer als die atmosphärische Luft ist, da sein spezifisches Gewicht 1,1056 beträgt. In der Chemie wird dieses Element mit Oxygenium benannt, und es führt daher das chemische Zeichen O.

Für die Existenz der Menschheit auf dem Erdball ist das Vorhandensein von Sauerstoff die wichtigste Voraussetzung, denn dieses Element ist die eigentliche Lebensluft, dessen Anwesenheit für uns Leben und Wohlbefinden bedeutet, während die Abwesenheit dieses Gases in einem Raume für uns den Tod zur Folge hat. Die große Wichtigkeit genügenden Sauerstoffgehaltes der atmosphärischen Luft für unsere Lebensfähigkeit erkennt man sofort in überfüllten oder nicht genügend gelüfteten Räumen, da hier der Sauerstoffmangel Unbehagen in mehr oder minder großem Maße hervorruft. Auch in Fabrikräumen, in denen durch gewisse Produktionsprozesse Sauerstoff verbraucht und schädliche Gase erzeugt werden, macht sich der zunehmende Mangel dieses wichtigen Elementes sehr bemerkbar. Ein recht erfreulicher Fortschritt unserer Zeit besteht daher darin, daß man in allen rationell geleiteten Betrieben die schlechte Luft aus den Werkstätten mit maschinellen Vorrichtungen absaugt und frische Luft durch Ventilatoren zuführt. Diese Ventilation liegt nicht nur im Interesse der Gesundheit, sondern auch zum Zweck möglichst großer Produktion ist die Anwesenheit sauerstoffreicher Luft unbedingt notwendig, da sonst der menschliche Körper nicht befähigt ist, die zur fortgesetzt gewissenhaften und guten Arbeit nötige Energie zu entfalten.

Die in hohen Regionen auftretende Bergkrankheit hat auch ihre Ursache in dem Mangel an Sauerstoff; die Luft ist auf hohen Bergen zu dünn, um den menschlichen Körper mit jedem Athemzuge die nötige Menge Sauerstoff zuzuführen.

Da nun für mannigfache Zwecke Sauerstoff eine große wirtschaftliche Bedeutung gewinnen kann, wenn man in der Lage ist, dieses Gas an jedem Ort in bequemer Weise beziehen oder herstellen zu können, so hat sich die Wissenschaft seit langer Zeit sehr bemüht, ein Verfahren zur möglichst billigen Gewinnung reinen Sauerstoffes ausfindig zu machen.

Für Demonstrationszwecke und für Laboratoriumsversuche wird Sauerstoff meist in der Weise



Im Frühling. Von Otto Stritzel.

erzeugt, daß man chlorsaures Kalium mit Braunstein vermischt und diese Mischung in der Retorte erhitzt, oder man erwärmt rothes Quecksilberoxyd in gleicher Weise. Doch können diese und ähnliche Verfahren für wirtschaftliche Zwecke den Sauerstoff nicht billig genug liefern, da die Gewinnung des Gases bei diesen Methoden zu viel Kosten verursacht. Auch die Bestrebungen, Sauerstoff aus Wasser, das aus zwei Volumen Wasserstoff und einem Volumen Sauerstoff besteht, zu gewinnen, haben bis heute größere Bedeutung nicht erlangt, da die Trennung mit zu hohen Kosten verknüpft ist. Die elektrolytische Sauerstoffgewinnung aus Wasser, bei der sich am positiven Pol dieses Gas abscheidet, während am negativen Pol Wasserstoff austritt, braucht noch zu viel Kraft, um in absehbarer Zeit industrielle Bedeutung gewinnen zu können.

Große Hoffnungen hat man auf die gewiß werthvollen Erfolge bei der Verflüssigung der Luft gesetzt; wenn man nämlich die atmosphärische Luft hohem Druck und starker Abkühlung aussetzt, so verflüssigt sich dieselbe, und da der Stickstoff früher flüchtig wird als der Sauerstoff, so erhält man das werthvolle Element bei diesem Verfahren nach dem Flüssigwerden des Stickstoffes zuerst als Gas und dann, wenn der Prozeß weit genug getrieben wird, auch als Flüssigkeit. Bisher sind aber auch bei dieser Methode die Kosten zu hohe, als daß der gewonnene Sauerstoff billig genug abgegeben werden kann; im Gegentheil stellt sich das Verfahren so theuer, daß man selbst bei Demonstrationen mit dem so gewonnenen Sauerstoff sehr sparsam umzugehen pflegt.

Als die billigste Methode der Sauerstoffgewinnung mußte bis vor kurzer Zeit diejenige der Gebrüder Leon, Quentin & Arthur Brin in Paris gelten. Dieses Verfahren beruht auf der im Jahre 1850 von dem französischen Chemiker Boussingault gemachten Beobachtung, daß Bariumoxyd beim Erhitzen auf 500 Grad Celsius Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, sich damit in Bariumsuperoxyd verwandelt, aus dem durch weiteres Erhitzen bis auf 1000 Grad Celsius unter Rückbildung von Bariumoxyd der zuerst aufgenommene Sauerstoff wieder abgetreten und so gewonnen wird. Der Prozeß kann nunmehr von Neuem vorgenommen werden.

Wenngleich dieses Verfahren scheinlich den Anschein der größten Einfachheit für sich hat, so ist seine praktische Durchführung doch mit ungemein großen Schwierigkeiten verknüpft. Das Bariumoxyd wird nämlich durch Einwirkungen geringer Mengen von Kohlenäure, Staub und Feuchtigkeit unbrauchbar. Wie wenig selbst dieses bisher beste Verfahren der Sauerstoffdarstellung Anspruch auf Billigkeit machen kann, geht wohl am besten daraus hervor, daß es trotz aller Verbesserungen mit dieser Arbeitsweise nicht möglich ist, mehr als nur acht Prozent des im Bariumsuperoxyd vorhandenen Sauerstoffes bei jedem Arbeitsgange zu gewinnen. Es kommt als weiterer Mangel des Verfahrens der Gebrüder Brin auch die Thatsache in Betracht, daß der so gewonnene Sauerstoff nicht sehr rein ist, sondern meist nur 82 bis 92 Prozent dieses Gases enthält.

Der gewonnene Sauerstoff wird in Stahlflaschen gepreßt und in diesem komprimierten Zustande in den Handel gebracht; die Stahlbomben enthalten meist 1000 Liter unter einem Druck von 100 Atmosphären.

Es ist nun das Verdienst des Professor Kayser, gefunden zu haben, daß aus dem sehr leicht zu gewinnenden und sehr reaktionsfähigen bleisauerstoffhaltigen, dem sogenannten Bleisauerstoff, für industrielle Zwecke Sauerstoff sehr billig zu gewinnen ist, wenn das Bleisauerstoff durch Kohlenäure oder Karbonyl zerlegt wird. Die umfangreiche Durchführung dieser Idee hat außer der Anwendung eines glatten und constanten technischen Verfahrens die Erfindung sehr billiger Apparate zur Voraussetzung.

Neben diese neue Methode in ihren technischen Einzelheiten zu genügender Vollständigkeit ausgearbeitet werden ist und man auch in Deutschland das Glück gehabt hat, einen ausgezeichneten leistungsfähigen und großartigen Kohlenäure-Sprengel (in Belgien) zu erfinden, daß die Verbesserungen zur Produktion wohlfeiler Sauerstoffes für wirt-

schaftliche und industrielle Zwecke im Großen und Ganzen gegeben.

Das sehr interessante Verfahren wird auf folgende Weise im fabrikmäßigen Betriebe zur Durchführung gebracht: Bleisauerstoff wird mit Kohlenäure in der Glühhitze zerlegt, wobei Sauerstoff entweicht; aus dem zurückbleibenden Material wird nun durch Wasserdampf die Kohlenäure ausgehoben und wiedergewonnen. Im nächsten Stadium der Fabrikation wird Luft über das Material geleitet, aus der unter Rückbildung von bleisauerstoffhaltigen Sauerstoff zurückgehalten wird, während man den werthlosen Stickstoff entweichen läßt. Man kann bei jedem Arbeitsgange etwa 33 bis 50 Prozent des im Material enthaltenen Sauerstoffes gewinnen.

Wenngleich nun auf diese Weise verhältnismäßig billig Sauerstoff von 96 bis 98 Prozent Gehalt gewonnen werden kann, so handelt es sich jetzt darum, daß man all' die Möglichkeiten rationeller Verwertung dieses Gases ausfindig macht. Erfahrungsgemäß ist es in vielen Branchen nicht leicht, neue Methoden oder Apparate irgend welcher Art zur Einführung zu bringen.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß auch der nach dieser neuen Methode gewonnene wohlfeile Sauerstoff sich erst nach und nach die verschiedenen Anwendungsgebiete erkämpfen muß; da er aber infolge seiner Billigkeit Prozesse mannigfacher Art verbessert und rationeller gestaltet, so dürfte in absehbarer Zeit reiner Sauerstoff in komprimiertem Zustande in vielen Betrieben und zu mancherlei Zwecken eine große Rolle spielen. Wir wollen nunmehr diejenigen interessantesten Formen der Verwertung wohlfeilen Sauerstoffes besprechen, die zunächst in Frage kommen, weil sie wirtschaftliche oder hygienische Vortheile in sichere Aussicht stellen.

Bei Hochfahrten mittelst Luftballon werden schon heutzutage Stahlbomben mit komprimiertem Sauerstoff mitgeführt, damit die Luftschiffer bei Othmannsankfällen die Möglichkeit haben, ihren Lungen dieses Lebenselement zuzuführen, indem sie mittelst Gummihülse das Gas durch den Mund in ihre Athmungsorgane leiten. Die Verflüssigung des Sauerstoffes wird also bei der großen Bedeutung, die heutzutage schon das Luftschifferwesen erreicht hat, und bei der noch viel größeren Wichtigkeit, welche es unzweifelhaft noch erlangen wird, schon auf diesem Gebiete von großem Verthe sein.

In den Bergwerken treten häufig schlechte Gase auf, die den Menschen mit Erstickenungsgefahr bedrohen. Wenn es nun vielleicht auch ungemein optimistisch wäre, die Hoffnung auszusprechen, daß bald jedem Bergmann für derartige Nothfälle ein kleiner Vorrath an Sauerstoff in geeigneter Weise mitgegeben wird, so dürfte doch wenigstens die Forderung bald durchgeföhrt werden, daß besonders auf allen Erz- und Kohlengruben stets komprimierter Sauerstoff vorrätig sein soll. Ist diese Forderung verwirklicht, so ist man auch in den Fällen in der Lage, Stollen und Schächte betreten und Rettungsarbeiten ausführen zu können, wenn dieselben selbst mit giftigen Gasen angefüllt sind. Es giebt zur Mitnahme kleiner Mengen Sauerstoffes für derartige Fälle zweckmäßig konstruirte Apparate, die den damit ausgerüsteten Mann, der natürlich aus dem Sauerstoffvorrath das zum Leben nöthige Element entnimmt, bei den Rettungsarbeiten fast gar nicht hindern.

Wie fegensreich das Vorhandensein komprimierten Sauerstoffes bei gewissen Unglücksfällen ist, geht aus Folgendem hervor: Mehrere Arbeiter, die in einem außer Betrieb gesetzten Dampfessel gestiegen waren, um die Jannschlägen mit Anticorrosivum, einer jener geheimnißvollen Mittel gegen Rost- und Rostbildung von zweifelhaftem Werth, zu streichen, wurden nach kurzer Zeit im Kessel bewußlos und konnten nur, ebenso wie die zuerst zur Rettung herbeigeeilten und im Innern des Kessels von demselben Zustande befallenen Männer, dadurch gerettet werden, daß man zufällig vorhandenen Sauerstoff aus den Stahlflaschen in den Dampfessel einströmen ließ und auf diese Weise die belühten Arbeiter vor dem Tode des Ersticken bewahrte.

Den Tauchern mußte bisher die zum Athmen nöthige Luft mittelst Schlauchleitungen von den über Wasser aufgestellten Luftpumpen zugeführt werden; dadurch wurden diese Leute in ihren Bewegungen im Wasser sehr behindert. Giebt man den Tauchern nun komprimierten Sauerstoff in handlicher Verpackung mit, so werden dieselben viel freier in ihren Bewegungen und sind dann auch nicht so sehr den Wechselfällen der bewegten Seeroberfläche unterworfen.

Der Verkehr in den modernen Welt- und Großstädten hat mehr und mehr solche Dimensionen angenommen, daß weder die Verkehrsmittel in den Straßen selbst, noch die Hochbahnen allen Anforderungen genügen können. Daher hat man denn begonnen, Tief- oder Untergrundbahnen zu bauen; deren Herstellung meist nur durch Anwendung des Verfahrens der Gründungen unter Preßluft möglich ist. Im Interesse möglichst großer Sicherheit der Arbeiter in solchen Preßluftkammern sollte daher dafür gesorgt sein, daß immer komprimierter Sauerstoff zur Hand ist, damit bei Unglücks- und Ertränkungsfällen jedergelt sofort die erforderlichen Schritte zur Behebung der Athmung eingeleitet werden können.

Wird also Sauerstoff erfolgreich bei Unglücksfällen durch giftige Gase, besonders bei Vergiftung durch Kohlenoxyd und Leuchtgas, angewendet werden, so dürfte dieses Gas überhaupt in der Heilkunde der Zukunft eine größere Rolle spielen. In dieser Hinsicht sei hier nur erwähnt, daß durch Einathmen von Sauerstoff bei Asthmatischen große Erleichterung hervorgerufen werden und daß auch bei Lungenkrankheiten die Behandlung mit Sauerstoff von mehreren Aerzten mit beachtenswerthem Erfolge versucht worden ist. Hat man also dieses Lebenselement recht billig zur Verfügung, so wird man zweifellos auch in der Hygiene die Sauerstoff-Inhalationen in großem Umfange anwenden.

Als Tafelgetränk wählte man bisher neben dem natürlichen Brunnwasser hauptsächlich das sogenannte Selters- oder Sodawasser; aller Wahrscheinlichkeit nach wird man bald auch noch billiges Sauerstoffwasser zur Verfügung haben. Allerdings sind sauerstoffhaltige Wasser auch schon seit einiger Zeit erzeugt worden, aber der hohe Preis derselben war ein größeres Konsum sehr hinderlich. Nachdem man nun jetzt billigen Sauerstoff in komprimiertem Zustande überall hin bequem transportiren kann, dürfte die Fabrikation von Sauerstoffwasser doch größeres Bedeutung erlangen. Dem Sauerstoffgetränk wird ein milder und angenehmer Geschmack bei ausgezeichneter Bekömmlichkeit nachgerühmt; es wird vielen den alten Selterswassern vorgezogen, weil es nicht das unangenehme Aufstoßen verursacht.

Die Herstellung von Sauerstoffwasser bietet keine Schwierigkeiten und kann auch überall leicht durchgeführt werden. Gewöhnlich werden die in Mineralwasser-Industrie üblichen Salzlösungen auf für die Erzeugung von Sauerstoffgetränken benutzt. Die Salzlösungen setzt man, nachdem man die in den Kammern des dazu nöthigen Apparates befindliche Luft entfernt hat, dem mit Wasser gefüllten Mischzylinder zu. Nachdem das Durchmischen beendet ist, läßt man bis drei Atmosphären Kohlenäure einströmen. Aus dem bereit gehaltenen Sauerstoffzylinder wird alsdann Sauerstoff in das Mischgefäß geführt, bis das Manometer sechs Atmosphären zeigt. Nachdem das innige Vermischen unter ständiger Sauerstoffzufuhr beendet ist, wird das so hergestellte Wasser unter dem Druck von einer Atmosphäre in die Flaschen abgefüllt und kann nun in den Handel gelangen. Nur in einer Hinsicht hat die Fabrikation von Sauerstoffwasser mehr Schwierigkeit, als die von gewöhnlichem Tafelwasser; es muß nämlich darauf geachtet werden, daß zum Verschlus der Flaschen benutzten Gummiringe gut und völlig geruchfrei sind, damit das Getränk keinen Nachgeschmack bekommt.

Ein gut mit Sauerstoff imprägnirtes Wasser dadurch leicht zu erkennen, daß ein über die geöffnete Flasche gehaltenes glühendes Streichholz mit knisternder Flamme lebhaft brennt, während bekanntlich das gleiche Experiment bei gewöhnlichem Selterswasser nicht gemacht werden kann, da die Flamme sofort erlischt.

(Schluss folgt.)

## Die Taube.

Von Karin Michaëlis. Deutsch von Marie Bloch.

Der ganze Hof ist voll von Tauben, von großen, gemäßen, gefräßigen Tauben. Sie picken nach den Erbsen und Hirsekörnern, bläuen sich, stolzieren einher, rücken mit Kopf und Schwanz, blinzeln mit den Augen, fliegen auf, kommen wieder herunter und trüppeln bis zum Kornhaufen, um zu fressen.

Und zwischendurch gurren sie. Dann fliegen sie bis unter die Dachrinne, wo die Brutkästen so dicht hängen, wie Schwalbennester in einem Scheunenthor, wippen leicht auf der Stange, messen die Entfernung bis zum Himmel und verschwinden. Ihr schläfriges Gurren hört sich an wie unterdrücktes Lachen. Dann wird es ganz still.

Große, dunkle Schatten wachsen aus dem Boden und klettern an der weißgeputzten Mauer des Nebenhäuses herauf. Ein paar Fledermäuse surren spielend in der Luft herum wie zwei Mücken und die Kirchenglocken fangen langsam an zu läuten. Der Wind hat sich gelegt, so daß die Glockenschläge voll und nah klingen.

Die Luft verändert die Farbe. Unter dem Himmel hin treiben feine Rauchwölkchen und hüllen ihn in Seidenglanz, immer dichter und dichter, bis das Blaue, von thaublauen Sternen und weißem Mondlicht besprengte Dunkel den Himmel bis hin zur Erde überzieht.

Oben in der Pension im vierten Stock sitzt Fräulein Gitti Gram und genießt die Ruhe des Sommerabends. Sie sitzt an dem offenen Fenster des Schlafzimmers in einem geschäftlichen Korbstuhl, um die Schultern einen gestrickten Shawl. Es war so ihre Gewohnheit, wenn alle Pensionäre sich zurückgezogen hatten, daß sie im Kopf ihren Tagesüber-schlag machte.

Aus Sparjamkeitsrück-sichten hat sie ihre falschen Zähne bis zum nächsten Tag verwahrt und deshalb laut sie stark mit dem Mund, als sie, ihre trüben Gedanken verfolgend, murmelt:

„Der Kanzleirath als drei große Pfannkuchen — drei — und die nach einem schwippendollen Zeller Erbsen. Daß der alte Mann doch nicht über seine Nase hinaus denken kann und begreifen, daß der Mensch nicht allein zur Befriedigung seiner Fleischeslust geschaffen ist.“

„Und man thut ja nicht einmal gut daran, so viel zu essen. Fressen und Saufen gehören zu den Todsünden und sind die Wurzeln alles Uebels, sowohl der Wassersucht, wie der Apoplexie und der Zuckerkrankheit, vom Podagra garnicht zu reden. Dazu ist es tacklos und unerzogen, sich so voll zu pfeffern.“

„Und der Kanzleirath, für den seine Familie monatlich siebenzig Kronen bezahlt, und der sich jeden Tag, den Gott werden läßt, die Zeit in seinem Rollstuhl verreibt, mit seinem lahmen Bein-stumpf, er kommt her und verlangt Eingemachtes zu den Pfannkuchen, stellt Ansprüche, als ob Zucker nicht theuer genug wäre.“

„Um Himmelswillen, was giebt es für gierige und gefräßige Menschenthier! Konnten sie sich je genug Belag auf ihr Brot packen? Belag, den sie, ein armes, altes Mädchen ohne Verwandte und Fremde, mit Gold aufwiegen mußte!“

„Nein, da war Sette Abildgaard doch von anderem Guf: Sie rührte weder Belag an, noch Kaffee, noch Zucker, noch Eier, seit Gitti Gram ihr Zuckerkrankheit prophezeit hatte. Sie rührte es nicht an.“

Gitti Gram sah sich im Dunkeln um und horchte. Dann tappte sie mühsam und schwerfällig über die Stube zur Schatulle, öffnete sie mit einem Schlüssel, welchen sie an einem Band um den Hals trug, und nahm ein Packet in Zeitungspapier gewickelte Kaffeeblätter heraus.

Murmelsnd streichelte sie die Bücher mit der flachen Hand, horchte wieder und stopfte sie zurück unter eine Bibel und einen Stapel Handbücher.

Wie er sah sie am Fenster und schaute hinauf zum Mond. Ihr Magen fing an zu knurren; das

ärgerte sie, denn darüber pflegte Sekretär Müller so etelhaft zu lachen.

Fräulein Gram litt nicht Hunger, keineswegs, aber man durfte sich nicht so stopfenvoll essen, daß man nicht gern noch einen kleinen Bissen genommen hätte. Diesen kleinen Bissen aß sie nie, und ich muß es leider sagen, ihr Magen verlangte immer sehr laut danach.

Das Mondlicht wanderte weiter über die Mauer des Nebenhäuses, und eine leichte Bewegung kam in die Brutkästen, als ob die Tauben sich im Schlaf drehten und schwappten.

Im Pfarrhof auf dem Lande hatte man früh und spät Tauben gegessen, selte Tauben mit Rahmsauce und gerösteten Kartoffeln. Ganz gewiß, sie schmeckten gut — Fräulein Gram roch sie gleichsam wieder — aber diese Art von Verschwendung war auch schuld daran, daß des Pfarrers einzige Tochter nicht einmal einen Der erbe.

Das war nun bald fünfzig Jahre her. Nein, sie hatte nicht auf Rosen getanz. Die Tauben waren gepickt und in lauter Butter gebraten, und Jeder konnte so viel essen, als er mochte. . . Die reine Fresserei! . . .

Ob wohl die Gashähne zugedreht waren? Die alte Dame humpelte über den Korridor, guckte auf dem Weg durch alle Schlüssellöcher, um zu sehen, ob auch Niemand Petroleum verschwendete; aber überall war es dunkel und man schlief, und die Gashähne in der Küche waren zugedreht.

Der Speisekammer-schlüssel war nicht abzugeben; der vorige Besitzer war entweder toll oder Millionär gewesen, und Fräulein Gram fühlte keine Veranlassung, ein neues Schloß machen zu lassen. Aber selbstverständlich ließ sie weder Fleisch, noch Aufschnitt, noch Butter da so gleichsam auf der Landstraße stehen, wo das Mädchen von Altem nachhen konnte — nein, sie verwahrte das Essen in ihrer Schlafkammer, im Fensterrahmen oder unter dem Bett.

Brot, Mehl und Krüge standen in der Speisekammer; aber jeden Morgen und jeden Abend wog Gitti Gram das Brot und die Säcke.

Heute Abend war sie merkwürdig unruhig. Sie konnte noch nicht zu Bett gehen, sie konnte noch nicht schlafen und deshalb ging sie in das Schlafzimmer und setzte sich in den Korbstuhl, um an alte Zeiten zu denken.

Die Tauben auf dem Pfarrhof hüpfen bei Gott bisweilen bis ganz in die Stube, wenn sie aßen. Wie hatte sie geschrien, als sie zum ersten Mal sah, wie die Mutter eine Taube unter den Fingern packte und ihr den Hals undrehte. Sie veruchte, sich daran zu erinnern, ob sie wohl je eine ganze Taube gegessen hatte — oder ob sie nur eine halbe? Kinder sind nicht sehr für Fleischloft.

Der Kanzleirath als gewiß drei, wenn man sie ihm hinfetzte.

Gitti Gram sah und sah nach den Brutkästen, in denen es murzte und girte. Eine Kage kam mit kleinen Sprüngen längs der Dachrinne; plötzlich stieß sie ein wildes Geheul aus, so daß ein paar Tauben neugierig die Köpfe herausstreckten.

Einige erschrakten vor dem Mondlicht oder wurden von der Kage verschreckt und patischen hinunter in den Hof. Sie hüpften von Fenster zu Fenster; Fräulein Gram steckte den Kopf ganz heraus, um sie zu verfolgen — auch die Pensionisten bekamen ihren Besuch.

Ja, die wußten schon, wo die Leute wohnten, die Alles verschwendeten, am meisten Das, was ihnen nicht gehörte. Die alten Jungfern fütterten die Tauben jeden Tag, dazu hatten sie die Mittel, aber ihr auch nur anbieten, das warme Wasser für die Zähne jeden Morgen extra zu bezahlen! . . .

Gitti Gram bekam eine Idee. Sie wollte probieren, ob die Tauben auch bis zum Festsommerfenster kamen; sie waren nicht gewohnt, dort leere Sachen aufgetischt zu finden, aber ein paar Erbsen, wenigstens einmal, konnte man ja opfern. Sie schlich

sich zu dem Sack mit den gelben Erbsen und legte acht Stück in den äußeren Rahmen.

Wie schnell die Tauben da waren, sie fielen übereinander vor lauter Fressgier.

Gedankenlos, vollständig gedankenlos, mit einer ganz schwachen Erinnerung an die buttergebratenen Tauben auf dem Pfarrhof, leerte Gitti Gram den ganzen Sack in den inneren Rahmen. Bestürzt und zögernd trippelten die Tauben draußen herum und spähten mit scheuem Seitenblick hinein. Dann wagte eine sich einen kleinen Satz vorwärts, dann eine andere und schließlich waren zwei drin.

Gitti Gram sah zu. Ihre Hände zitterten, als ob sie Geld auf die Bank brachte und plötzlich daran dachte, daß sie falliren könnte. Sie öffnete die Lippen und schloß sie, sie machte die Augen zu und streckte die Hände vorwärts, als ob sie etwas greifen wollte. Die Kirchenuhr begann zu schlagen und die Tauben flogen auf, aber schnell, sie kamen die Klänge, fraßen sie beruhigt weiter. Gitti Gram erinnerte sich unklar, wie man die Thiere fangen konnte, wenn sie in eines Anderen Gehege kamen, aber ob man sie behalten durfte oder nur Buße verlangen, das wußte sie nicht mehr.

Wenn Krokus und Tulpen am Kirchenzaun im Pfarrhofsgarten blühten, dann aß man drinnen Lammbraten — es waren fast fünfzig Jahre her — Lammbraten und gebratene Tauben, in Butter gebratene.

Sie zog den Shawl fest, um die Hände zur Ruhe zu zwingen, aber da fühlte sie ihr Herz so ätzend klopfen, wie das eines kleinen Vogels, den man unter den Fingern packte. Sie hielt den Athem an, sperrte Mund und Augen weit auf, legte sich mit ihrem ganzen Gewicht in den Rahmen, packte eine von den Tauben und preßte sie, bis die Knochen in dem kleinen Körper knackend nachgaben, der Kopf schlaff herniederfiel und der Herzschlag aufhörte.

Aber Gitti Gram hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens, das in ihrer Brust fauste wie starker, wilder Fingelschlag, Angst war im Griff ihrer Finger, sie wagte nicht, sie zu lösen und wußte doch nicht die Ursache ihrer Angst.

Dann endlich zog sie den Vogel in den Rahmen, schloß das Fenster, nahm ihren Shawl ab, wickelte die Taube hinein und trug sie hinüber in ihre Schlafkammer. Da roch es stark nach Wäsche und altem Bettzeug, und der Raum war so schmal, daß man sich von einer Mauer zur anderen recken konnte. Sie schloß die Thür, setzte sich auf das Bett, zog einen Kissenüberzug vom Kissen und schüttelte es, daß ihr die Federn um die Ohren flogen und einige wieder in den Ueberzug zurücktanzen. . .

Vor vielen Jahren hatte ein Dienstmädchen heimlich in der Mädchenkammer auf der anderen Seite der Küche geboren und das Kind erwürgt. Das Mädchen sah noch im Gefängniß — Gitti Gram selbst hatte es angezeigt.

Ihre Finger waren ganz eiskalt und der Vogel schien ihr brennend heiß. Sie hob ihn an das Licht — seine Augen waren weit offen und stierten, als ob er noch lebte. Sie nahm eine Scheere aus der Kommode, schnitt den Kopf ab und umband den blutigen Hals mit einer alten Nachtmüge.

Endlich war die Taube ganz kalt. Sie zündete ein kleines Lichtkämpfchen an, las die verstreuten Damen und Federn zusammen und verwahrte sie in dem Kissenbezug.

Durfte man es wagen, sie zum Fenster hinaus-zuschütten? Der Warden holte wohl auch Hühner und Tauben in der Stadt, und da lagen oft genug Federn herum. . . Aber angenommen, das Mädchen wünte auch nur zweie in der Pension finden. . .

In den Kachelofen? . . . Der alte Kachelofen war die Ablagerungsstätte für Staub und ausgefressene Haare. Gitti Gram nahm ein paar Ringe heraus, stopfte die Federn hinein, zündete an und hörte es knistern. Ein gräßlicher Gestank erfüllte die Kammer.

Aber beim Anblick des Feuers dachte sie wieder an die Tauben auf dem Pfarrhof. Da noch es auch nicht gut, wenn man sie über dem Dorffeuer abfenge, um die letzten Daunenreste wegzukriegen.

Wenn das Mädchen nun nicht schlief? Obgleich diese Sorte ja Tag und Nacht schlief. In Butter, in wirklicher Butter sollte sie gebraten werden... Ob wohl Fräulein Franzen, die immer in anderer Leute Sachen herum schnüffelte und dasaß und die Pfannen in der Suppe zählte und Lärm machte, wenn sie zufälligerweise keine bekam, ob die jetzt wohl Urath witterte und den Geruch merkte?

Aber Gütte Gram lief schon das Wasser im Munde zusammen, sie bekam förmlich Lust, in die todtte Taube hineinzubeißen, aber da fiel ihr ein, daß sie ihre Zähne nicht im Munde hatte.

Sie hatte sie auf eine Unterlaffe gelegt. Einst hatten sie sechzehn Reichsthaler gekostet, und der Kanzleirath, der damals noch junger Schreiber war, hatte sie mit einer doppelten Perlenkette verglichen. Jetzt sahen sie nicht mehr so gut, aber immer noch gut genug... Sie steckte sie in den Mund und sog sie an.

Sie befühlte die Taube rund herum, bohrte die Finger in ihre weiche Brust und wog sie in den Händen...

Dahin auf dem Pfarrhof aß sie alle Köpfe; sie war die Einzige, die sich was daraus machte. Sie erinnerte sich daran, wie sie mit den Zähnen

den Hirnkasten zertrakt und das Gehirn herausgefogen hatte.

Einen Augenblick legte sie die Taube fort auf das Bett und machte sich daran, auf den Knien den Boden abzukuchen, bis sie weit hinten unter dem Bett den abgeschuittenen Kopf fand. Wieder nahm sie die Taube, hielt sie an eine Waage, dann an die andere — die kleine, leckere, weiche Taube. So fromm wie eine Taube, sagte man.

Eine fette, fromme Taube in Butter gebraten! Die Taube mit dem Delzweig! Gütte Gram konnte kein Del vertragen.

Sie zieht die Butterdose unter dem Bett vor, sticht einen guten Klumpen ab und stellt die Dose wieder auf ihren Platz. Sie bekommt solchen Appetit, daß sie unwillkürlich an der Butter nascht.

Festestrenge und Erwartung ziehen in ihr altes Herz, wie in den Kinderjahren, wenn die Thür zum Weihnachtsbaum geöffnet wurde. Mit feierlichen Bewegungen, innerlich einen Hochzeitspsalm jummend, host sie die kleine, eiserne Bratpfanne aus dem Küchenschrank, horcht, hält ihr Ohr an die Thür zur Mädchenkammer, hört aber nur ein lautes Schnarchen.

Einen Augenblick und die Butter spritzt in der Pfanne. Die Taube wälzt sich darin — der Deckel wird darüber geklappt. Gütte Gram setzt sich auf den Hantel und stiert in die blaue Gasflamme. Ihre Nasenflügel zittern vor Wollust, sie hat schon längst angefangen, ihr Mahl zu genießen.

Ihr Magen knurrt wie ein böser Mops, aber sie beruhigt ihn spakend... „Dann, dann, dann, warte ein bißchen, warte nur ruhig ab.“

Der Augenblick ist da, und Gütte Gram trägt siegestolz die heiße Pfanne in ihre Schlafkammer. Dann macht sie ihre Nachtoilette, betet in fliegender Hast die drei Abendgebete, welche sie vom Pfarrhof mitgebracht hatte, und jetzt erst, nachdem sie mit allem Anderen fertig ist, setzt sie sich im Bett hin, die Pfanne vor sich auf einem alten wollenen Unterrod.

Weber an Messer, noch an Gabel hatte sie gedacht, sondern alle ihre zehn Finger umklammern mit gierigen Klauen die Beute und führen sie sicher zum Munde. Zwei starke Männer hätten sie ihr nicht entreißen können. Sie kaut nicht, sondern schlingt das hinunter, zerbeißt die Knochen und saugt den letzten Safttropfen heraus.

Als die Mahlzeit beendet und die Sauce mit den Fingerpitzen aufgeschleckt war, schob Gütte Gram die Pfanne unter das Bett und legte sich zurück in die Kissen.

Es war freilich schade um all' die Erbsen, acht in dem inneren Rahmen wären genug gewesen... ein ander Mal...

Und Gütte Gram schläft in sanften, gesegneten Träumen. Das Mondlicht liebkost ihr weißes Haar und ihre gefalteten Hände. Sie lachelt und kaut im Traum. Diese Nacht schont sie ihre theuren Zähne nicht.



Frühling.

Wie ein Traum von mir zu Dir: Flüsterklang der Linde...

Wie ein Traum von mir zu Dir: Spahentied im Winde.

Wie ein Traum von mir zu Dir In verflachten Quellen...

Wie ein Traum von mir zu Dir In den Blüthenzellen.

Und es schwellen Blatt und Bast, Dürsten in den Zweigen; Sonne quillt von Ast zu Ast, Und die Säfte steigen.

Und das Blut der Scholle rührt, Und die Sürzeln saugen — Und Natur, saft noch ein Kind, Sinkt schon mit den Augen.

Anton Sander.

Im Frühling. Die Sonne will sich zeigen. Wie mit dem Stilt wachen fallen die Schatten der Bäume über die Landstraße. Auf ihr daher schreit ein Bauer nach Gange. Die Arbeit auf dem Felde ist für heute gelassen, doch schreien die Kühe dem Stulle und dem hinken Huter entgegen, unter ihren Füßen wibbelt der Staub auf. Der Scherhund am Wege hat sie für einen Augenblick ruhig gemacht, die dungehauene Peitsche des Bauern gibt ihnen sofort wieder Veranlassung. In dem Zuge hat genau die Schote dem Dorfe zu. Sie sind noch nicht oft in diesem Jahre herankommen gewesen: In Stunden werden sie, ohne Scher und Hund zu brauchen, heftigste Huterpeise und die popplischen Lämmer.

Zeit und hoch kommt sich der Himmel. Die von Sommerwonne durchdrungene Luft ist noch frisch: durch die Rede gehen sich kleine Wäpferchen. Still ist die Welt, gespannt von dem heißen Dunst der zerfallenden Schote. Wer drängen ist, nicht jenseit mögliche Juch in den Gliedern, ein innerliches Anjucheln, wie nach überhandnehmender Künftigkeit. Sein Herz ist voll der Hoffnung. Scher bewegen die Knochen. Ein warmer Regen, und junge Mütter und sich erblühende Blumen werden sich entgegenzügen der kommenden Sonne.

Kocher, sein Temperament und seine äussere Erscheinung, schildert F. von Hanssegger in seinem Buch: „Unter deutschen Weibern“ (München, F. Bräunmann, V. G.). In seiner Jugend, so lange ihm sein Hebel (Kocher) noch nicht das geschäftliche und künstlerische Bestreben in der Öffentlichkeit verdrängt hatte, war Kocher ein Mann, zu jedem Scherz empfänglich, prägnant,

munter, lebenslustig, witzig, nicht selten satirisch. Auch später noch zeigten sich diese Eigenschaften, zwar zurückgebrängt, aber nicht unterdrückt. Allmählich schlich sich mit dem Fortschreiten seines Lebens Mißtrauen in sein Herz ein, das sich bis zum Verfolgungswahn steigerte.

Dit drache Lebensüberdruß ihn zu übermannen, und nur seine stitliche Kraft und seine Kunst hielten ihn aufrecht. „Gütte ich nicht irgenbmo gelesen,“ so schreibt er am 2. Mai 1810, „der Mensch dürfte nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst. — O, so schön ist das Leben, aber bei mir ist es für immer vergiftet.“ Daß der so sehr auf sein Innenleben sich Zurückziehende nach außen eine oft recht wunderliche Rolle spielte, ist begreiflich. Drollige Züge von Herzensheit werden von ihm erzählt, die aber eine ernste Bedeutung erlangen, wenn man sie als die Reflektion seiner nach innen gekehrten Sammlung auffaßt. So hatte er einmal ein Reispferd zum Geschenk erhalten, erinnerte sich aber erst daran, als nach längerer Zeit, und nachdem das Pferd zum Vortheile seines Knöchels benutzt worden war, die Futterrechnung kam. Er verirrt sich, in Gedanken vertieft, auf Spaziergängen, will im Wirthshaus zahlen, ohne gegessen zu haben, spuckt in den Spiegel, hat zum Fenster hinaus u. dgl. m. Er vergißt die mit dem Fremde Brauning gemeinschaftlich gemietete Wohnung rechtzeitig zu kündigen, mißt diejenige die Schuld bei, und es kommt zu einem ersten Zerwürfniß mit dem Fremde, dem aber nach einiger Zeit volle Veröhnung folgt.

Beethoven's Aeußeres wird von mehreren Zeitgenossen geschildert. Wilbasse besitzen wir von ihm aus verschiedenen Lebensaltern, außerdem eine Todenumskizze. Eine Beschreibung seiner Person aus dem zweiundzwanzigsten Lebensjahre stellt ihn dar als klein, schwächlich, dunkelhaarig, postumartig, schwarzhaarig, schwarzhaarig, die Vorderzähne vorstehend, die Nase platt und glatt, die Stirn reichwändig voll und rund. Später wird seine Gestalt gedrungen, löwenmähnenartige Haare unwallen sein Haar, die Augen sind klein und tiefstehend, aber feurig und voll ungeheuren Lebens. Als die personifizierte Kraft wird er bezeichnet, dem Aeußeren nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzlich und gut; lebhaft, geistreich, lieber und einfach sei er gewesen, dabei unflort von der höheren, gemüthvollen Trauer dichterischer Seelen. Am treuesten wird der Eindruck, den er hervorbrachte, wohl in dem Worte eines Zeitgenossen charakterisirt: „Aus seinem Antlitz schaut er heraus.“

Drachlose Telephonie. Der drachlosen Telephonie wird vielleicht in Kürzen eine drachlose Telephonie zur Seite treten, wenigstens ist der Erfinder des sprechenden Klammernbogens, Dr. Simon, mit Versuchen in dieser Richtung beschäftigt. Schon der Erfinder des Telephons, der Amerikaner Bell, versuchte vor zwanzig Jahren eines ähnlichen. In seinem Apparat, den er Photophon nannte, sprach er gegen eine Membran, durch deren

Schwingungen ein kleiner Spiegel ebenfalls in Schwingungen gerieth. Dieser Spiegel wurde von einer benachbarten Lichtquelle stark beleuchtet und landte die von ihm reflektirten Lichtstrahlen mittels einer Sammellinse in die Ferne nach einem anderen parabolisch gekrümmten Spiegel, der sie in ihrem Brennpunkt vereinigte. Bei den Schwingungen des kleinen Spiegelchens wurde von ihm bald mehr, bald weniger Licht auf die Linse und somit in den Brennpunkt des zweiten Spiegels gesandt. In diesem bestand sich eine Selenzelle, die zu ammen mit einer Batterie und einem Telephon einen Stromkreis bildete. Selen ist ein gegen Licht sehr empfindliches chemisches Element, das bei Belichtung seinen galvanischen Leitungswiderstand ändert; daher wird derselbe bald größer, bald geringer, in demselben Rhythmus, wie die Menge des auffallenden Lichtes sich ändert, also in dem Rhythmus des schwingenden Spiegelchens, und diese Widerstandsänderungen bringen das Telephon zum Tönen. Es gelang Bell auf diese Weise, seine Worte 250 Meter weit ohne Zuhilfenahme eines Drahtes zu übertragen; einen weiteren Ausbau fand die Methode jedoch nicht.

Bei den in Frankfurt angestellten Versuchen von Dr. Simon besteht der Empfangsapparat, genau wie beim alten Photophon, aus einem parabolisch gekrümmten Spiegel, in dessen Brennpunkt sich die Selenzelle befindet, die mit einer Batterie und einem Telephon zu einem Stromkreis geschlossen ist. Aber als Erreparat dient ein elektrischer Flammenbogen, dessen telephonische Eigenschaft vor zwei Jahren von Dr. Simon in Erlangen entdeckt und näher studirt worden sind. Man spricht gegen ein Mikrophon, dessen Strom durch seine wechselnde Stärke auf den Strom einwirkt, von welchem die Flamme gezeigt wird. Wertwärtiger Weise ist die Flamme hiergegen außerordentlich empfindlich; jede kleinste Veränderung der Stromstärke macht sich bei ihr in einer geringen Temperaturänderung geltend, so daß sich ihre Ausstrahlung beständig nach dem Rhythmus des S redenden ändert.

Auch die Bogenlampe befindet sich in dem Brennpunkt eines parabolischen Spiegels, der ihre Ausstrahlung aufnimmt und nach dem Spiegel der Empfangsstation sendet, wo sie auf der Selenzelle vereinigt werden und dadurch das Telephon zum Sprechen bringen.

Zwifflös wird der Apparat ebenso viel und mehr leisten, als das Bell'sche Photophon; ob aber die drachlose Telephonie mit der Telegraphie wird konkurriren können, erscheint sehr zweifelhaft. Die elektrischen Wellen breiten sich eben viel ungehörter aus, als die Lichtwellen, auf denen hier die Wirkung beruht; bei starkem Nebel zum Beispiel wird das Licht sehr stark absorbirt, während elektrische Wellen ungehindert weiterstreiten. Immerhin gehören die Versuche mit der sprechenden Bogenlampe zu den interessantesten neueren Experimenten, deren Fortgang eine technische Anwendung vielleicht ermöglicht. — b.

Nachdruck des Inhalts verboten!